

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 70 (1999)
Heft: 12

Artikel: Heim und Gesellschaft aus der Sicht ganzheitlicher Betreuung : offene Häuser : Chancen der Begegnung : Gedanken- und Erfahrungsaustausch
Autor: Baumann, Ruedi / Heierli, Karl / Schmidli, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-813011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heim und Gesellschaft aus der Sicht ganzheitlicher Betreuung*

OFFENE HÄUSER CHANCEN DER BEGEGNUNG

Gedanken- und Erfahrungsaustausch

Von Ruedi Baumann, Geschäftsführer der Stiftung für Ganzheitliche Betreuung, Rüti ZH

Ein Haus ist zunächst einmal (ganz banal) dann offen, wenn seine Türe nicht verschlossen ist. Im Folgenden sind mit «offenen Häusern» im weiteren Sinn Wohnheime und Wohngruppen gemeint, welche – wie diejenigen der Stiftung für Ganzheitliche Betreuung im Zürcher Oberland – ihren Bewohnern Begegnungen mit Menschen ausserhalb des geschützten Rahmens ermöglichen und so ihre Integration in die Gesellschaft fördern. Um diese Öffnung hin zur Öffentlichkeit kreisen der nachfolgende Beitrag über das offene Haus als Bestandteil der ganzheitlichen Betreuung und das daran anschliessende Gespräch über Begegnungen zwischen sogenannten Behinderten und Nichtbehinderten im Alltag, an dem neben Bewohnern und Mitarbeitern der Stiftung für Ganzheitliche Betreuung auch Vertreter des öffentlichen Lebens teilnahmen.

Im Leitbild der Stiftung haben wir unter anderem Folgendes festgehalten:

...Unterstützung auf dem Weg zur Unabhängigkeit...

...Der Mensch als Ganzheit in der Vielfalt der Menschen...

...Der Mensch ist ein soziales Wesen und braucht daher Kontakt zu den Mitmenschen...

...Jeder Mensch hat ein Recht auf persönliche Wertschätzung und Akzeptanz...

...Mit unserer Betreuung möchten wir jeder Bewohnerin und jedem Bewohner zu grösstmöglichem Wohlbefinden verhelfen, indem wir die persönliche Integrität und die zwischenmenschlichen Beziehungen fördern...

Warum haben wir diese Grundsätze festgeschrieben, was heisst das für uns und von welcher Bedeutung ist dies für die Gesellschaft?

Unabhängigkeit und Integration

Unsere wichtigste Aufgabe besteht darin, unsere Bewohnerinnen und Bewohner auf dem Weg zur grösstmöglichen Unabhängigkeit zu begleiten und zu fördern. Unabhängigkeit bedeutet für uns nicht etwa, dass sich ein Mensch mit einem wie auch immer gearteten Handicap als einzelnes Individuum in der Vielfalt der Gesellschaft isoliert bewe-

gen darf oder soll. Für uns heisst das vielmehr, dass sich dieser Mensch nach seinen Kräften in die Gesellschaft mit ihren geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen integrieren kann, die Gesellschaft diesen Menschen integriert oder aufnimmt.

Unabhängigkeit ist für uns also kein Begriff, unter welchem sich so etwas wie «Selbstverwirklichung» oder «nach Belieben tun und lassen können, wie es uns gerade passt» subsumieren lässt. Unabhängigkeit bedeutet für uns vielmehr, unser Leben so einrichten zu können, dass wir uns mit unserer individuellen Art und unseren immer ganz eigenen Stärken und Schwächen, unseren kleineren und grösseren Handicaps in der Gesellschaft wohlfühlen können.

Erweiterter und verengter Begriff der Normalität

Nun bestehen meines Erachtens in unserer modernen Gesellschaft zwei einander entgegengesetzte Strömungen, welche diesen Prozess einerseits behindern und andererseits auch leichter machen. Zum einen ist ein zunehmender Trend zu individuellem Leben zu beobachten. Heute ist es beispielsweise so, dass ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung einer Teilzeitarbeit nachgeht. Noch vor wenigen Jahrzehnten war dies nur für einen verschwindend kleinen Teil möglich oder denkbar. Vor nicht allzu langer Zeit gab es recht klare Regeln, wie «man» sich für welchen Anlass zu kleiden hatte, heute ist dies jedem Ein-

zelnen mehr oder weniger selbst überlassen. Offenbar akzeptiert oder toleriert unsere Gesellschaft eine individuelle Lebensweise und erweiterte in diesen und ähnlichen Bereichen den Normalitätsbegriff.

Zum anderen ist aber ein gegenläufiger Trend zu beobachten. So ist es wohl nicht nur für mich zu erkennen, dass in anderen Bereichen der Normalitätsbegriff enger gesteckt wird. So ist es zum Beispiel mit Blick auf die – in den Arbeitslosenstatistiken nicht mehr erfasste – grosse Zahl der Langzeitarbeitslosen unschwer zu erkennen, dass die volle körperliche und geistige Leistung der Normalität entspricht. Ebenfalls unschwer zu erkennen ist der Um-

“ Wir waren früher allzu bereitwillig, die etwas anderen Menschen von der Gesellschaft fernzuhalten. ”

stand, dass das «Anderssein» nicht ohne weiteres akzeptiert wird. Vor allem ist hier eine mehr oder minder grosse Befangenheit im Umgang mit Menschen, welche sich nicht der breiten Norm entsprechend verhalten, zu beobachten.

Anderssein als Bereicherung

Wie verhalten wir uns, wenn uns ein Mensch – wie es viele unserer Bewohnerinnen und Bewohner gerne tun – ganz offen und spontan anspricht oder sich nicht so verhält wie «man» sich verhält? Im ersten Moment sicher etwas befangen, sogar konsterniert oder eher belustigt? Möchte ich am liebsten nicht gestört werden, schliesslich habe ich einen harten Arbeitstag hinter mir und möchte meine Ruhe, oder empfinde ich dies als eine willkommen Abwechslung, als «Farbtupfer» in meinem Alltag, und lasse mich gerne auf ein – vielleicht unkonventionelles und daher erfrischendes – Gespräch ein?

* Hauszeitung der Stiftung für Ganzheitliche Betreuung

Wie ich mich verhalte, hängt sicher davon ab, ob mir der Umgang mit Menschen, welche sich etwas anders ausdrücken oder verhalten, vertraut ist. Dass dieses Vertrautsein für sehr viele Menschen in unserer Gesellschaft nicht zutrifft, liegt in selbstkritischer Rückschau sicher auch an uns, die wir in den Heimen arbeiten. So waren wir in früheren Zeiten vielleicht allzu bereitwillig, die Menschen, welche etwas anders sind, im Heim sicher gut und auch liebevoll zu betreuen, sie aber auch von der Gesellschaft fernzuhalten. So war es der Gesellschaft auch nicht möglich, sich mit

“Für mich ist es ein Erlebnis, mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die mir eine andere Sicht der Dinge vermitteln.”

diesen Menschen auseinanderzusetzen, dadurch die Befangenheit abzulegen und diese Menschen als Bereicherung zu erleben. Eine Bereicherung ist es nach meiner Erfahrung in jedem Falle. So ist es für mich immer wieder ein Erlebnis, mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die mir eine gänzlich andere Sicht der Dinge und des Lebens schlechthin vermitteln.

Ein solches Gespräch führte Rita Bianchi, Ergotherapeutin der Stiftung für Ganzheitliche Betreuung, mit Carmen Coduri, Bewohnerin der «Wohngruppe zur Linde» in Werikon bei Uster, Thomas Stampfli, Bewohner des Wohnheims «Haus zum Buchenhof» in Rüti, Roger Gerber, Leiter des Wohnheims «Haus zum Birkenhof» in Wolfhausen, Karl Heierli, Stadtpolizist in Uster, und Eugen Schmidli, Bahnhofsvorsteher von Bubikon: Was gibt es für Begegnungen zwischen Bewohnern der Stiftungshäuser und der sogenannten normalen Gesellschaft?

Karl Heierli: Es ist eine offenere Begegnung als mit den sogenannten Normalen. Die Begegnung mit Bewohnern ist ehrlicher, und das schätze ich sehr. Man kann miteinander reden, auch über Belangloses, aber es ist ehrlich, und das gefällt mir. Ich erlebe solche Begegnungen sehr positiv. Manchmal ist es sogar richtig lustig. Vieles lässt sich mit einem Lachen erledigen.

Eugen Schmidli: Am Schalter haben wir das natürlich auch. Es ist eigentlich ein richtiges Vertrauensverhältnis entstanden. Manchmal erzählen sie ihre ganze Lebensgeschichte. Bei Herrn H. zum Beispiel weiss ich, dass er Fan von Martina Hingis ist, und so bin ich immer informiert, wenn sie gewonnen hat. Oder dass Frau E. im Bürklihof das Abo vergessen hat und wir dann schau-

Oder eine ganz konkrete Situation: Ich laufe frühmorgens gedankenverloren vorbei an eher weniger wachen und daher nicht sehr gesprächigen Menschen auf dem Bahnsteig in Rüti, warte auf meinen Zug. Auf einmal tönts – hinein in die morgendliche Stille – vom anderen Perron herüber: «Hoi Ruedi, muesch au uf de Zuug, ich mues au scho so früe go schaffe, ha fascht nöd usemöge.» Und siehe da: Hier ein Schmunzeln, da macht eine Frau zu ihrer Nachbarin eine Bemerkung, interessiert Beobachten dort. Und ich, meine anfängliche Befangenheit ablegend, unterhalte mich übers Perron die kurze Minute, bis der Zug kommt, und stelle, in den Zug einsteigend fest, dass ich auf einmal wacher und irgendwie aufgestellt bin. In dieser Situation kam mir in den Sinn, dass dieses kurze, unspektakuläre Erlebnis für mich und wohl auch andere Menschen eben einen Farbtupfer im Alltag darstellte.

Zurückkommend auf unsere eingangs erwähnten Grundsätze, möchten wir unsere Häuser öffnen, unseren Bewohnerinnen und Bewohnern Mut machen, von uns begleitet hinaus in die Gesellschaft zu gehen und Kontakte zu pflegen, um sich so in die Gesellschaft integrieren zu können. Gleichermassen betrachten wir es als unsere Aufgabe, Bedenken oder Unsicherheiten der Öffentlichkeit wahrzunehmen und ernst zu nehmen und uns für die nötigen und wichtigen Gespräche offen zu zeigen.

en müssen, wie wir das nun lösen. Solche Sachen erleben wir, und das finde ich noch «glatt». Auch bei S. haben meine Frau und ich schon viele Einsätze geleistet, und seit dieser Zeit haben wir wirklich ein gutes Verhältnis zu ihm. Wir kennen die meisten, und wenn sie etwas haben, kommen sie immer. Ich finde das schön. Sie dürfen auch um Mitternacht läuten, wenn etwas ist. Auch S. haben wir das gesagt – bevor er einen Mist macht, soll er uns läuten. Er hat das auch schon genutzt, wollte dann aber nur einen Tee (Lachen). Ja, wir sind für manche fast eine seelsorgerische Institution geworden, da sind wir schon im Bild, was so läuft ...

Roger Gerber: ... wahrscheinlich besser als wir (Lachen)! Ich glaube, dass es gut ist, wenn solche Fixpunkte beste-



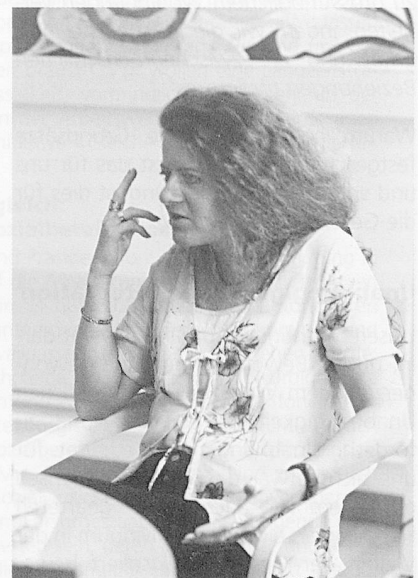
Eugen Schmidli: «Zu manchen Bewohnern habe ich ein richtiges Vertrauensverhältnis.»

hen. Wenn die Leute unsicher sind oder Angst haben, dass sie den Bus verpassen, ist es doch gut, wenn sie wissen, wo sie sich hinwenden können.

Eugen Schmidli: Wenn wir da sind, ist es ja kein Problem, und ernsthafte Probleme hatten wir wirklich noch keine. Ich glaube, dass wir in Bubikon einen menschenfreundlichen Bahnhof haben ...

Roger Gerber: ... ja, das kann ich wirklich unterstreichen!

Carmen Coduri: Bei uns in der Wohngruppe merkt man eigentlich gar nicht, dass sie betreut ist. Sie wirkt wie eine normale Wohnung, wenn man sie so sieht. Und das finde ich gut! Die Grenze zwischen betreuter Wohngruppe und der Gesellschaft ist so viel flacher. Als Übergang ist das total gut, auch für Leute, die aus der Klinik kommen.



Carmen Coduri: «Unsere Wohngruppe sieht aus wie eine normale Wohnung. Und das finde ich gut!»



Roger Gerber: «Das ist unser Teil – die Grenze zwischen Heim und Gesellschaft zu öffnen.»

Thomas Stampfli: Was ich erlebe, ist eigentlich noch gut. Mir hat zum Beispiel auch schon jemand Geld gegeben. Am Nachmittag sitze ich meist allein am Tisch im Restaurant, aber an manchen Abenden habe ich dann schon Kontakt. Im Zug habe ich einmal jemanden kennengelernt, der gerade ein Bier trank, und ich durfte auch einen Schluck nehmen. Zum Abschied hat er mich dann umarmt, als wären wir Brüder oder so. Manchmal hat es wirklich flotte Typen, mit denen ich gut reden kann.

Roger Gerber: Du bist ein aktiver Mann ...

Thomas Stampfli: ... ja, findest du (Lachen)?

Roger Gerber: Ja, schon. Ich sehe dich ständig in Rüti auf der Walz. – Auf der einen Seite merke ich, dass wir als Betreuer noch relativ viel von Bewohnern um Hilfe gebeten werden, wo es eigentlich gar nicht nötig ist. Wir versuchen dann, uns ein bisschen zurückzuhalten. Weil die grosse, weite Welt ja das beste Übungsfeld ist. Denn wenn wir jede Tür auf- und zumachen, passiert nichts, und das soll ja nicht so sein. Wenn es wirklich nicht mehr weitergeht, dann sind wir natürlich da. Auf der anderen Seite spüre ich ein grosses Bedürfnis von aussen, dass wir erklären, was im Heim passiert. Da braucht es noch mehr Öffnung nach aussen. Dann ist auch die Schwellenangst viel kleiner. Die wird immer da sein, aber man kann sie abbauen. Darum ist es mir ein Bedürfnis, immer wieder zu erzählen, was wir machen. Ich sehe, wenn Leute ins Haus laufen, dass es immer noch viele gibt, die das Namensschildchen suchen, und genau darum geht es. Darum werde ich mich immer gegen Namensschilder zur Wehr setzen!

Karl Heierli: Es ist manchmal schon schwer, den richtigen Weg zu finden. Es ist natürlich auch mit Ängsten verbunden, man will es ja recht machen. So fragt man halt lieber einmal mehr nach.

Roger Gerber: Ich finde es schön, dass hier im Oberland keine Disqualifizierungen stattfinden, wenn die Leute in einem Heim oder einer betreuten Wohngruppe leben. Das erlebe ich in der Stadt wirklich anders.

Eugen Schmidli: Man merkt den Bewohnern auch an, dass sie sich wohlfühlen. Sie erzählen mit Stolz, dass sie im Birkenhof oder Kastanienbaum wohnen. Ich glaube, sie fühlen sich wirklich dazugehörig. Für mich gibt es da keine Hemmschwelle. Für uns sind alle gleich, und alle werden gleich behandelt.

Carmen Coduri: Ich finde auch gut, dass wir nicht abgegrenzt werden, dass es diese Grenze zwischen «normal» und «nicht normal» nicht gibt. Auch wenn bestimmte Leute mehr Probleme haben und man es ihnen ansieht.

Ich möchte zurückkommen auf die Hemmschwelle, die schon angesprochen wurde – gibt es sie wirklich nicht?

Karl Heierli: Doch, die gibt es ganz sicher. Die habe ich auch. Nicht aus einer Abwehr heraus, sondern weil ich es recht machen will. Ich will das Gegenüber nicht spüren lassen, dass es anders ist. Aber Berührungsängste habe ich keine. Für mich ist es die Angst, etwas falsch zu machen. Ich will ja niemanden kränken oder brüskieren.

Roger Gerber: Das passiert ja meist aus einer Unsicherheit heraus ...

Karl Heierli: ... ja genau, und darum ist auch die Öffentlichkeitsarbeit, wie ich mich verhalten soll, sehr wichtig.

Roger Gerber: Ich erlebe auch, wie viel einfacher es ist, wenn wir als Betreuer den Umgang vormachen. Wenn jemand vom Team dabei ist, fällt es vielen leichter, mit Leuten umzugehen, die vielleicht etwas «komisch» wirken oder aussehen. Man sieht dann: Es geht ja, es ist keine Kunst. Es ist ja auch unsere Gesellschaftsnorm, die diese Grenzen zieht – und diese sind nun daran zu verschwimmen, und das erzeugt diese Unsicherheit.

Eugen Schmidli: Ich habe gelernt, dass es wichtig ist, miteinander zu reden. Wir haben gemerkt, dass man aus Gesprächen und Reklamationen etwas herausholen kann.

Roger Gerber: Diese Schwellenangst ist schon vorhanden, und ich denke, da ist der Ball bei uns, bei der Stif-



Thomas Stampfli: «Die Leute gehen mehr auf mich zu als ich auf sie.»

Offenheit

Offenheit ist über das Verhältnis zwischen Heim und Gesellschaft hinaus ganz allgemein eine zwischenmenschliche Qualität. Und auch in einer solch grundsätzlichen Betrachtung steht dem Offensein das Verschlussensein gegenüber. Denn genau da findet doch wahrhaftige Begegnung zwischen Menschen statt, wo unsere Verschlussenheit, in die wir uns meist zurückziehen, aufbricht und wir uns anderen innerlich aufschliessen. Offenheit bedeutet in diesem Sinn Aufgeschlossenheit – Bereitschaft, jemandem unvoreingenommen gegenüberzutreten und sich auf ihn einzulassen.

Dem ist hinzuzufügen, dass Offenheit sich nicht nur auf andere Menschen beziehen, sondern auch einen selbst, ja sogar Dinge betreffen kann. In allen Fällen gilt jedoch dasselbe: Wer sich (sich selbst, den Mitmenschen und den Dingen gegenüber) öffnet, erweitert seine Möglichkeiten, erkennt neue Wege und entgeht so der Stagnation, die jenem droht, welcher in sich verschlossen bleibt.

Doch sollen wir für alles und jeden offen sein? Auch Offenheit hat ihre Grenze. Genau so wie die Toleranz eines – nämlich die Intoleranz – nicht tolerieren darf, weil sie sich sonst selber aufheben würde, kann auch die Offenheit für eines – eben die Verschlussenheit – nicht offen sein.

Renato Stampa

tung. Wir müssen versuchen zu zeigen, wie man mit Leuten, die etwas anders sind als wir, umgehen kann. Das ist ganz klar ein Auftrag, den wir haben.

Karl Heierli: Und es lernen dabei ja auch beide Seiten. Es braucht ein bisschen gesunden Menschenverstand, Fingerspitzengefühl. Man muss reden miteinander. Das ist wichtig.

Thomas Stampfli: Ich kann mich nicht erinnern, dass ich Mühe gehabt hätte, in ein Restaurant oder in einen Laden zu gehen. Ich rede ja auch nicht so viel, und es müssen auch Leute sein,

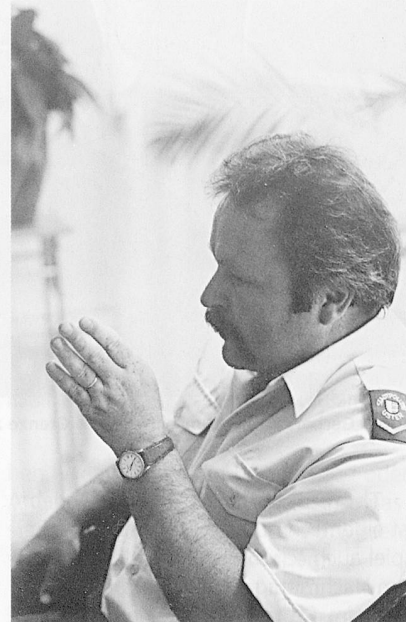
die mir passen. Und es ist auch so, dass die Leute mehr auf mich zugehen als ich auf sie. Ich kann das nicht so gut.

Carmen Coduri: Wenn ich viele Leute um mich habe, wie jetzt auch an meiner Ausstellung, habe ich schon ein wenig Mühe. Sonst eigentlich nicht. Wenn man in der Klinik ist, ist man ja nicht abgeschottet, man kann übers Wochenende nach Hause gehen, hat Ausgang. Und doch braucht es als Übergangslösung zum Beispiel eine Wohngruppe. Man macht vieles gemeinsam, hat eine Ansprechperson.

Dann sind solche offenen Häuser eine gute Sache?

Eugen Schmidli: Ja, dann sieht man, wie es wirklich ist. Es hat keinen Sinn, wenn man separiert. Ich habe das

selber auch erlebt, weil ich Linkshänder bin. Man wird ganz schnell abqualifiziert. Und wenn man das selber erfahren hat, nur schon im Kleinen, dann macht man das selber nicht mehr. Dann weiss man, wie hart das ist.



Karl Heierli: «Man muss reden miteinander. Das ist wichtig.»
Fotos Peter Gerig

Roger Gerber: Es kommt wirklich darauf an, wo man die Grenze zieht. Ich glaube, dass wir als Institution die Grenze nicht öffnen können, ohne dabei die Umgebung einzubeziehen. Schliesslich müssen beide Seiten die neue Grenze akzeptieren. Es ist heute noch so: Heim gleich «verschlossen». Und das ist unser Teil – diese Grenze zu öffnen. Da ist die Stiftung sicher auf einem guten Weg. ■

Carmen Coduri

wurde 1969 in Zürich geboren. Nach Abschluss der Schulzeit verbrachte sie ein halbes Jahr in Turin (Italien). Danach absolvierte sie eine Ausbildung als kaufmännische Angestellte.

Schon früh hat sie sich mit Zeichnen und Malen beschäftigt. 1992 wurden ihre Bilder zum ersten Mal öffentlich ausgestellt. Zwei längere Auslandsaufenthalte haben ihren künstlerischen Horizont erweitert. So hat sie sich zum Beispiel nach einem sechsmonatigen Aufenthalt in New York mit der Bildhauerei und der Modellierkunst auseinandergesetzt.

Von Januar bis Juli 1999 wohnte Carmen Coduri in der Wohngruppe zur Linde auf dem Bürklihof in Werrikon. Jetzt lebt sie in einer eigenen Wohnung in der Nähe und arbeitet im Bioladen Bürklihof. Sie hat sich ihr Leben so eingerichtet, dass ihr noch genug Zeit bleibt, um ihrer künstlerischen Berufung zu folgen.

KARAWANE 2000 – EIN ZUG DURCH EUROPA FÜR VIELFALT UND VERSTÄNDIGUNG

ar. Das in Deutschland entstandene und inzwischen 16 Länder umfassende Projekt «Karawane 2000» beabsichtigt, durch Aktivitäten in den beteiligten Ländern im Jahre 2000 die «Normalität des Verschiedenen und neue Dimensionen gesellschaftlicher Integration von behinderten Menschen, von Fremden und von Benachteiligten zu entwickeln». Durch Konzerte und Theater, Ausstellungen, Seminare, Fachtagungen, öffentliche Debatten und multimediale Veranstaltungen soll ein Zeichen gesetzt und der Austausch und die Begegnung von behinderten und nicht behinderten Menschen, Angehörigen verschiedener Nationen und Kulturen sowie zwischen Armen und Reichen, Starken und Schwachen, Jungen und Alten, Arbeitenden und Arbeitslosen auf internationaler Ebene ermöglicht werden.

In der Schweiz sollen die nationalen Aktionstage vom 22. bis 24. September 2000 in der Stadt Wil SG stattfinden. Behindertenorganisationen haben bis Ende März 2000 Gelegenheit, Projektideen einzureichen.

Kontaktadresse: Thomas Bühler, Marktgasse 4, 9500 Wil oder
e-mail an: anton.looser@stadtwil.ch
Internet: www.stadtwil.ch/politik-dienste/verw-finanz-kultur/Karawane